

Josef Viktor Widmann : geboren am 20. Februar 1842 zu Nennowitz in Mähren : gestorben am 6. November 1911 in Bern

Autor(en): **Hunziker, Rudolf / Widmann, Josef Viktor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1911)**

Heft 5

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Josef Viktor Widmann.

Geboren am 20. Februar 1842 zu Nennowitz in Mähren.

Gestorben am 6. November 1911 in Bern.

Wer vom Markusplatz in Venedig unter der Torre dell' Orologio in die Merceria einbiegt und, von neugierigem Verlangen beseelt, sich durch das Gewirr der Gässchen und Brücklein selbständig einen Weg bahnt, dessen Blick fällt mit eins staunend auf die Orientierungstafeln „Calle larga Widmann“ und „Ponte Widmann“. Und wenn er dann einen Einheimischen nach diesem Eponymus fragt, so hört er die mit ehrfürchtiger Stimme gegebene Antwort: „Il poeta tedesco.“ Ja, inmitten der Wunder der alten Dogenherrlichkeit besitzt Josef Viktor Widmann sein eigenes Strässchen, seine eigene Brücke. Die Ehrung, die die Behörden der Lagunenstadt dem Berner Dichter schufen, sie ist in der Tat einem Würdigen zuteil geworden: wenn einer, so erwarb sich Widmann in Italien das Heimatrecht. Leuchtenden Auges hat er es so oft durchzogen und dies Leuchten mit nimmermüdem Stifte in seine Bücher gebannt, dass sie weit hinaus in die Lande die Glückseligkeit künden, die dessen harrt, der dem Rufe der Sehnsucht folgend südwärts seine Schritte lenkt.

„Rektor Müslins Italienische Reise“, „Jenseits des Gotthard“, „Sizilien und andere Gegenden Italiens“, „Calabrien-Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen“, „Du schöne Welt! Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und in Italien“ — aus diesen fünf stattlichen Bänden redet Widmann als Italienfahrer zu uns. Schon in seiner Sprache vermeinen wir etwas von dem lachenden Sonnenschein, dem sorgenlosen Lebensgenuss des Südländers zu verspüren, mit solch immanenter Freude am schönen Klang und am bunten Bild gleitet sie dahin. Und die Gabe des Schauens eignet Widmann in geradezu idealer Weise. Nirgends verliert er sich in erschöpfende Pedanterie oder in irgend eine Lieblingsspezialität; mit Meisterhand wählt er aus der überreichen Fülle der Eindrücke das Charakteristische, das Interessanteste aus, um es dem Leser als reife Frucht in goldener Schale zu reichen. Weder der Schärfe der Beobachtung, noch der Stärke der Empfindung, noch der nie versagenden Kunst, das Spiel der Farben festzuhalten, dürfen wir einen Sonderpreis zuerkennen; der geschlossenen Einheitlichkeit, der künstlerischen Rundung des Gemäldes ordnen sich als ihrem natürlichem Zweck ungesucht all diese Einzelfaktoren unter. So bleiben uns die Landschaften, die Widmann

zeichnet, die Werke der bildenden Kunst, vor die er uns führt, unfehlbar im Gedächtnisse haften.

Aber sein Schauen ist zugleich ein soziales und ein zeitliches. Er vertieft sich mit Vorliebe in die Psyche des niedern Volkes, die Kinder sind seine besonderen Lieblinge, die Leiden der Armut greifen an sein Herz, und die brutale Behandlung der Tiere entlockt ihm manchen Ausruf der Entrüstung. Mit welcher intuitiver Leichtigkeit er die zeitlichen Distanzen aufhebt und uns trotz voller Wahrung der historischen Perspektive mitten in vergangene Tage hineinversetzt, davon erzählt uns so manche Gestalt, die er handelnd oder leidend in seinen Reiseschilderungen auftreten lässt: Marius, der in steter Todesangst vor den Häschern des Sulla durch Latium flieht,*) „der germanische Fürst im Sonnenhaar“, der im Busento von seinen Heldenehren träumt, Joachim Murat, der unglückliche König von Neapel, der der fanatischen Volkswut zum Opfer fällt. Auf Sizilien wanderte Widmann Seite an Seite mit Johannes Brahms, „dem Unsterblichen“; aus diesem Buche vernehmen wir das stille, verstehende Grüßen von Genius zu Genius. Wie tief Widmann, dem die aussergewöhnlich begabten Eltern den Schlüssel zum Reich Polyhymnias in die Wiege gelegt, in das Wesen der Tonkunst und ihrer Heroen eindrang, das bekunden uns seine „Erinnerungen an Brahms“, die nebenbei entzückende Partien über die Musikbegeisterung zu Winterthur um die Mitte der sechziger Jahre enthalten. Klarer als manch umfangreiche Abhandlung deutet uns das Gedicht „Die Mehlspeis“, in welches das Büchlein ausklingt, die herbe Keuschheit und den Adel der Brahms'schen Muse, und gleichzeitig fühlen wir uns dem verschlossenen Meister menschlich nahe gerückt.

Aber am liebsten unter allen Wanderbüchern Widmanns — er hat auch solche geschrieben, die nicht mit Italien sich befassen**) — ist mir sein erstes, sein Rektor Müslin (1881). Hier spaltet sich der Autor gewissermassen in zwei Individuen, den originellen und gelahrten Rektor, der die Welt auf seine Weise betrachtet und jederzeit zu phantastischen Abstechern bereit ist, und seinen Mentor, der für Ordnung im Reiseplan sorgt und dafür, dass die Rektorsfrau zu Hause getrost und ohne Angst an ihren reisenden Eheherrn denken kann. Dieser persönliche Einschlag steigert die Schilderung oft zum epischen Kunstwerk, und wenn die späteren Wanderbücher volltönendere Akkorde anschlagen, so hat das Müslinbuch intimere Reize und ein

*) Vergl. Sonntagsblatt des Bund 1906, Nr. 40.

**) „Spaziergänge in den Alpen“, „Sommerwanderungen und Winterfahrten.“

konzentrierteres Gepräge, denn der Rektor schaut das ersehnte Wunderland zum erstenmal und zählt unter diejenigen, denen das „Schicksal wohl nur eine solche Reise gönnt.“ Die von den Moden der Kultur unberührte, in ihrer Eigenart erfrischende Gestalt Müslins — meines Wissens trugen ein bernischer Professor des fünfzehnten und ein Münsterpfarrer des achtzehnten Jahrhunderts diesen Namen — hat Widmann stets festgehalten. Wie ein halbvergessenes Leitmotiv taucht sie später ab und zu wieder auf: in der Erzählung „Die Hängematte“, der zweiten des Novellenbuches „Aus dem Fasse der Danaiden“, ferner in Zeitungssessays, die Widerparte der herrschenden Ansichten kundgeben; so plädierte der wackere Rektor zur Zeit des Burenkrieges in der „Neuen Freien Presse“ für die Kulturmission der Engländer.

In Venedig hätte Müslin, der klassische Philologe, sich von seiner sanguinischen Begeisterung beinahe zu einer der von der Gattin gefürchteten „phantastischen Schrullen“ hinreißen und sich von einem im Hafen ankernden Segler nach Ithaka entführen lassen; zu seinem Glück erscheint im richtigen Moment, wie ein „deus ex machina“, sein getreuer Mentor, um ihn auf den Boden der nüchternen Wirklichkeit zurückzustellen. Gewiss zeichnete sich Widmann auch hier selbst, wie er das Land der Griechen mit der Seele suchte. Früh hatte seinem trunkenen Geiste die Welt der Hellenen ihre ästhetische Vollendung und ihre psychische Reife offenbart, und keck hatte der noch nicht Dreiundzwanzigjährige, der schon 1864 mit einem Erstling, dem nach Musäus dramatisierten Märchen „Der geraubte Schleier“, in die Arena der Öffentlichkeit getreten war, es unternommen, dem Mythos der Griechen ein Schauspiel zu weihen, die „Iphigenie in Delphi.“ Es schildert die endliche Wiedervereinigung der drei Kinder des unglücklichen Agamemnon, denen sich als vierter der treue Pylades gesellt. Nichts verrät die Jugend des Autors. Wohl entbehrt es einer bedeutenden Handlung, aber der Gedanke an die souveräne Veredlung des Stoffes durch Goethe führte den Stift Widmanns; eine klassische Ruhe ist über das Stück ausgegossen, und seine Form ist durchsichtige Schönheit. In der „Iphigenie in Delphi“ besitzen wir das beste Jugenddrama Widmanns; die ihm folgenden, „Arnold von Brescia“ und „Orgetorix“, ebenfalls in den Jahren 1865—1867 entstanden, die der Dichter zu Winterthur und als Pfarrhelfer in Frauenfeld zubrachte, erreichen diese künstlerische und psychische Höhe nicht mehr. Über den „Arnold von Brescia“ brach er zwei Dezennien später selbst in gemütlich-launiger Weise den Stab, als er in der Heimatstadt des

grossen Reformators vor dessen Monument stand:*) „Ich kannte einst, so gut wie ich mich selbst kenne, einen Pfarrhelfer in Frauenfeld, der über „Arnold von Brescia“ ein Trauerspiel geschrieben hat; er stand jetzt sogar zufällig mit mir unter dem Denkmal. Aber ich konnte nichts mehr mit ihm anfangen; seine pathetische Sprache ist nicht mehr die meinige, und ich hab' ihn zwar gegrüsst, wie man einen Freund aus fernen Jugendtagen grüsst, zugleich jedoch bedacht, wie schlimm es um die Unsterblichkeit des Menscheistes stehe, da selbst eine zwanzigjährige Kontinuität auf Erden kaum zu bewahren ist.“

Im Jahre 1868 wurde Widmann als Direktor an die Einwohner-Mädchenschule in Bern berufen. Jetzt überreichte er der Theologie den endgültigen Scheidebrief; er war wohl dem Schicksal dankbar, dass es ihm vergönnte, seine innere Lossagung von den Dogmen der Kirche durch den Wechsel des Berufs zu dokumentieren. Zwölf Jahre lang entfaltete er, geliebt und umschwärmt von seinen Schülerinnen, eine segensreiche Wirksamkeit, bis ihn 1880 eine extrem kirchliche Richtung zum Rücktritt zwang. Seither waltete er des Redaktorenamtes am „Bund“, dessen Feuilleton und Sonntagsblatt er mit unermüdlicher Sorgfalt und mit einer staunenswerten Arbeitskraft und Elastizität vorstand. Alle Neuerscheinungen der Belletristik und ihrer Grenzgebiete fanden in ihm einen ebenso kompetenten als wohlwollenden Beurteiler; seine Kritik traf immer ins Schwarze, seine Abhandlungen steckten stets neue Lichter auf und wiesen neue Pfade. Wenn der Literatenstand heute in der Schweiz und vorab in der alten Zähringerstadt ein hohes Ansehen genießt, so dankt er es nicht zum letzten diesem klugen, originellen und stets schlagfertigen, gütigen Zensor. Nie hielt er mit seiner Bewunderung hinter dem Berge, wenn etwas wirklich Bedeutendes seinen Weg kreuzte. Regungen des Neides kannte er nicht. „Es ist, als ob die Natur sich gesagt hätte, ich will einmal die Gegenfigur des Neides schaffen, einen Musensohn, der aus der Art schlägt, dem fremder Wert noch teurer ist als der eigene: da schuf sie J. V. Widmann.“ Also äusserte sich bei Anlass des 60. Geburtstages Carl Spitteler über seinen Freund.**)

Aber wo er Unwahrheit und Scheinheiligkeit witterte — und in kirchlichen Dingen war er mit dem letzteren Attribut bisweilen fast allzurasch bei der Hand — da konnte er flammend dreinfahren, und sein Gegner musste eine äusserst scharfe Klinge führen, wenn er nicht schon beim ersten Anprall sich bezwungen sah. Aufstrebenden Talenten öffnete er jederzeit sein gastfreies Haus, und

*) Vergl. „Jenseits des Gotthard“, Seite 32.

**) Neue Zürcher Zeitung vom 19. Februar 1902, zweites Abendblatt.

die Zahl der jungen Schriftsteller und Künstler, die an seinem Grabe den Hinschied ihres bewährtesten Freundes und Beraters beklagen, ist gross.

„Pro pio Apollinis et Musarum cultu“ steht in der Doktorurkunde zu lesen, die dem Dichter nach seinem Scheiden von der Schule die Universität Bern „honoris causa“ überreichte. Ja, Apollo und die Musen haben sein Leben jederzeit beherrscht, und die harte Fron des Alltags vermochte die Frische seines beweglichen Geistes nicht zu lähmen, den reichen poetischen Quell nicht zu trüben. Wieder und wieder wandelte er auf antikem Boden; auf ihm ist auch sein letztes Werk gewachsen, die historische Grotteske „Der Kopf des Crassus“, die vor wenigen Wochen erschien. Aber Widmann kennt kein steifes Auskosten des hellenischen Kolorits, kein ängstlich-philologisches Suchen nach dem Kultur- und Sittenmilieu des klassischen Kunstprinzips; seine sichere Hand führt uns sofort in medias res, die Stärke seiner Motive und die Natürlichkeit seiner Gestalten wirken unmittelbar. „Moderne Antiken“ nannte er darum diese Schöpfungen mit Recht. In reiner, stilvoller Schönheit spiegelt die zweimal umgearbeitete „Oenone“ die kriegerische Welt der Ilias; das Geschick der von Paris verlassenen Nymphe schreitet die Bahn echter Tragik, und das Ganze ist in das Reich des Typischen, des allgemein Menschlichen gehoben. Um vieles loser tragen „Lysanders Mädchen“ das griechische Gewand. Die Töchter des spartanischen Feldherrn, der das stolze Athen bezwang, repräsentieren schlechtweg die weibliche Eitelkeit und Putzsucht; aber weit entfernt zu stören, steigern die mit feiner Absicht gewählten anachronistischen Wendungen den Reiz dieses in Anmut und nie versagenden Witz getauchten Scherzspiels.

Die frohe Lust, zu fabulieren, offenbart sich ganz besonders in den epischen Idyllen, die uns ins Zauberland der Romantik tragen. Da ist die Kalospinthechromokrene oder der Wunderbrunnen von Is“ (1871), ein Rittermärchen besten Schlages, mit lustigen Abenteuern, einem solennen Turnier, das dem mutigen, armen Grafen die Hand der lieblichen Azenor beschert, und all den troubadouresken Wundern und Seligkeiten entschwundener Tage, wie sie in der Phantasie der begnadeten Sänger zu neuem und ungetrübterem, froherem Leben erstehen. Und was Widmann nebenbei, in den das Ganze durchwirkenden „Rösselsprüngen in die modernste Gegenwart“, an lachendem Spott und beissender Satire ausgiesst, ist köstlich zu lesen: nie verfehlt sein scharfgespitzter Pfeil das Ziel. Nicht umsonst nennt sich der Dichter auf dem Titelblatt des Büchleins „Messer Lodovico

Ariosto Helvetico“; die Anmut der Diktion, die Eleganz und Reimreinheit der Ottaverime, die unerschöpfliche Gewandtheit und Treffsicherheit im Entwerfen leuchtender Bilder sagen uns, dass er sich den grossen Meister des Cinquecento freiwillig zum Paten erkor. — Aus der späteren Schaffenszeit Widmanns sei „Der Zelter“ hervorgehoben, der 1890 in der „Schweizerischen Rundschau“ erschien und nachher in das schlanke Büchlein „Jung und Alt“ überging. C. F. Meyer äusserte dem Dichter über die den Schmuck der Renaissance ebenfalls an der Stirne tragenden Verse sein spezielles Wohlgefallen:*) „Diese Frische, dieser Übermut mit doch sehr bestimmten Geschmacks-
grenzen — nun ja, das ist Poesie.“ Im Hinblick auf solche epische Kleinodien stimmen wir rückhaltlos dem Urteil eines Ästhetikers bei, der Widmann den schweizerischen Wieland nannte.**)

Diesen reizvollen, epischen Gebilden gesellt sich das Lenzidyll „'Bin, der Schwärmer“ würdig zur Seite, das die Rosenabenteuer und Herzenskonflikte der verliebten, in Natur, Freiheit und Sonnenschein schwelgenden Burschenzeit verrät und uns mit seinem schalkhaften, poesiegesättigten Humor unwiderstehlich gefangen nimmt. Auch Sabinus, der Pfarrerssohn, ist im Schaffen des Dichters zu einer Art Leitmotiv geworden; wir kennen ihn aus den beiden unter dem Titel „Gemütliche Geschichten“ veröffentlichten Kleinstadterzählungen, und später hebt er aus dem bitteren Ernst der Maikäferkomödie sein schmuckes Lockenhaupt mit den unschuldvollen, schönheits- und liebedurstigen Augen. Aber dies Motiv hat einen tieferen Ursprung, eine symbolische Bedeutung: Sabinus verkörpert die Sehnsucht nach dem Jugendparadies, die süsse Erinnerung an die ungesorgten Tage des Kindheitglückes. Fast in jedem Werke Widmanns treten diese Träume irgendwo an die Oberfläche, von den Klagen der Oenone um das entschwundene Einst bis zu der rührenden Beichte der Fusca im „Kopf des Crassus“. Widmanns eigene Jugend war zu reich, zu harmonisch, sie stand zu sehr im Zeichen des Elternsegens und des heitern, selbstverständlichen Kunstgenusses, als dass sie nicht immer und immer wieder, in der und jener Einkleidung, bewusst und unbewusst, sich zum Worte melden musste.

Dass heilig klingt in alten Mannes Ohren
Der eignen Jugend Lied — wer zweifelt dran?
Ihm lebt im Lied, was ewig ging verloren,
Wie viel er Schönes auch seither gewann.

*) Vergl. C. F. Meyers Briefe, Band I, Seite 414.

**) Dr. Hans Trog in einem Widmann-Vortrag, den er im Januar 1902 zu Winterthur hielt.

Hier wird die Heimat ihm aufs neu geboren,
 Die Kindheit, die ihm wie ein Traum zerrann.
 Und, die ihn nur im Geisterhauch umschweben, —
 Geliebte Schatten lächeln hier und leben.

Mit diesen Worten eröffnet Widmann die vierte Auflage einer seiner lieblichsten und intimsten Schöpfungen, des Idylls „An den Menschen ein Wohlgefallen“, in dessen heimeligen Hexametern er von seines Daseins lachendem Morgen im gastlichen Pfarrhaus zu Liestal berichtet, ohne dass er dabei sich seines Dichterrechtes, zu verklären und zu erfinden, begibt. So mag die Gestalt der herrlichen Lenore, des Waisenmädchens, um die der angehende Theologe mit scheuem Ernst wirbt, zu einem guten Teil dem Reich der Phantasie angehören. Zur Vervollständigung der Bilder dieses „Pfarrhausidylls“ sei einiges Tatsächliche beigelegt. Widmanns Vater war Österreicher; er vermählte sich mit einer Wienerin, nachdem er aus einem Zisterzienser Kloster, in das er etwas unbedacht sich als Novize aufnehmen liess, durch die Flucht sich befreit hatte. Bald nach der Geburt unseres Josef Viktor suchte jener in der Schweiz ein Asyl, wo seiner mancherlei Irrfahrten und Sorgen harreten, bis ihm das Pastorat in Liestal zuteil wurde. Das unverfälschte Wienerblut, das durch Widmanns Adern floss, erklärt vieles in seinem Wesen, das uns zunächst verblüfft, da es allzusehr abweicht von der bedächtigen, langsam sich entwickelnden Schweizerart: die fabelhafte Frühreife, die staunenswerte Geschmeidigkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes, den jederzeit frohen Lebenshumor, die nie versiegende Freudigkeit im ästhetischen Geniessen. Und dass Widmann bei aller strengen Rechtlichkeit, bei allem temperamentvollen Protest gegen unedles Gebaren auch pikante Würze nicht verschmähte und an den Triften, wo der antike Faun seine Possen treibt, nicht gesenkten Auges vorüberschritt, das schreibt sich nicht nur auf das Konto seiner tapferen Geradheit, der jeder Heuchelei abholden Offenheit, das ist zugleich ein Zeugnis seiner Abstammung aus der Stadt des Donauwalzers. Aber Anton Bettelheim war schlecht beraten, als er einst in einem Essay Miene machte, Widmann für die österreichische Literatur mit Beschlag zu belegen.*) Nein, ein vorbildlicher Schweizer, liebte Widmann seine neue Heimat mit leidenschaftlicher Wärme. Wohl gehört er als Künstler dem gesamten deutschen Schrifttum, den Gebildeten aller Zonen an; sein Herzschlag aber und sein treues Wirken galten u n s.

*) Vergl. Anton Bettelheim, Acta Diurna, 1898.

Auf die kleineren Dichtungen Widmanns näher einzutreten, müssen wir uns versagen; wir denken dabei vorab an die feingeschliffenen, in zahlreichen Zeitschriften und Almanachen*) verstreuten Balladen und lyrischen Gedichte, die in einen Band zu vereinigen nunmehr zu den Ehrenpflichten der schweizerischen Literaturgeschichte zählt, und an die auf bestimmte Gelegenheiten verfassten dramatischen „Spiele“.***) — Unter Widmanns Novellenbüchern***) schildert und verklärt „Die Patrizierin“, an deren Konzeption vielleicht Auerbachs „Landhaus am Rhein“ nicht ohne Anteil war, wiederum das Kleinstadtleben mit packender Treue und Wahrheit. Der Konflikt endet mit einer seelischen Tragik; dass der Dichter diesen ästhetischen Mut hatte und den prächtigen Dr. Almeneuer sein Glück nicht erreichen liess, dafür verdient er einen besonderen Lorbeer, obschon ihm deswegen sicherlich manch eine sentimentale Leserin gegrollt hat.

Nur im Vorübergehen weisen wir auf das Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse“, in dem Widmann der Herrenmoral Nietzsches den Fehdehandschuh hinwirft, um etwas länger bei dem Drama „Die Muse des Aretin“ verweilen zu dürfen, das uns wieder zum Schmaus an die reichen Prunktische der Renaissance geleitet und uns den gealterten Tizian in seinem Garten zeigt. Aber hinter dem leichtbeschwingten Iamben und dem gesättigten Glanz des Südens spielt ein schwerer Kampf sich ab, das Ringen des ebenso geistreichen als charakterlosen Spötters Pietro Aretino um sein besseres Ich, um sein Dichterideal. Doch alle Anstrengung bleibt umsonst; das Gift des Alltags hat ihn zu sehr schon entnervt, seine Seele ist zu arm, als dass die Wünsche seiner Sehnsucht zur Tat werden könnten. Sie entwinden ihm wie seine Geliebte, die edle Perina, die der Tod entrafft, nachdem sie in grausamer Enttäuschung die wahre Natur Aretinos geschaut. Ein Blick auf Widmanns Leben zeigt uns dies Drama zugleich im Lichte einer gewaltigen Konfession. Der Widerstreit

*) Von diesen Zeitschriften und Almanachen seien erwähnt: aus den siebziger Jahren „Die illustrierte Schweiz“, der „Schweizerische Miniaturalmanach“, „Das Schweizerhaus“; aus späterer Zeit die „Schweizerische Rundschau“, „Die Schweiz“, die Publikationen des Lesezirkels Hottingen, Raschers Jahrbuch, der Kalender „O mein Heimatland“ auf 1912.

**) „Erasmus von Rotterdam“ (1865), „Das Festgedicht“ (1873), „Die erste Nacht oder die letzten Konsequenzen“, ein Nachspiel zu Galeotto von Echegaray (1888), „Festakt zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Bern“ (1903). — Bekannt sind ferner Widmanns Textbuch zur Oper „Der Widerspänstigen Zähmung“ seines Freundes Goetz, die von Volkmar Andreae vertonte Dichtung „Charons Nachen“ (1900) usw.

***) Noch nicht erwähnt wurden die „Touristenovellen“ und die beiden in Reclams Universalbibliothek erschienenen spanischen Novellen (Der Redakteur, Als Mädchen).

zwischen Journalistentum und Dichterberuf findet hier eine klassische Darstellung, und wenn uns heute scheinen will, dem formgewandten Berner Dichter sei der Sieg des Genius mühelos zugefallen, so lehrt uns „Die Muse des Aretin“, dass auch ihm ein herber Kampf und bange Zweifel nicht erspart waren. — Einen Bühnenschlager freilich hat Widmann weder mit diesem noch mit einem seiner früheren Schauspiele geschaffen. Dafür ist seine Melpomene zu aufrichtig, zu natürlich-sinnend, zu wenig raffiniert-spekulierend, zu wenig routiniert im theatralischen al-fresco-Faltenwurf. Ihr Blick geht wie der eines Philosophen häufig nach innen, und sie unterhält sich allzugern mit ihrer epischen und ihrer lyrischen Schwester. Erst die Zukunft wird lehren, ob dem dramatischen Nerv Widmanns eine wirklich sieghafte Lebenskraft innewohnt.

Aus der gesamten Lebensarbeit Widmanns ragen drei Werke mächtig heraus: „Buddha“ (1869), die „Maikäfer-Komödie“ (1897), „Der Heilige und die Tiere“ (1905). Es sind hehre Säulen, als Trophäen errichtet, sobald jeweils eine weite Strecke des Lebenspfades durchschritten war. Sie schliessen ab, was hinter ihnen liegt, und weisen zugleich hinaus in das Neuland der geahnten Zukunft. — Sein Epos „Buddha“ schuf Widmann, als er sich von der Theologie losrang. Siddharta, der gefeierte Königssohn und siegreiche Held, zieht sich in die Einsamkeit zurück, um sich in herber Seelenqual zur Klarheit über sich selbst und den Zweck des Daseins durchzukämpfen; denn die entsetzlichen Greuel des Krieges, den er geführt, sind ihm zum vollen Bewusstsein gekommen. Reichtum, Macht und Ehre wirft er von sich, der erbitterte Vater flucht ihm, und Gott, zu dem er in seiner höchsten Not fleht, hört ihn nicht. So stellt er sein Leben auf die Basis der reinen Menschenliebe, die um ihrer selbst willen das Gute schafft. Ein Verkünder der Versöhnung, ein Prophet des beglückenden Friedens will er, „der Menschen Schmerzen zu heilen bedacht“, in weihevoller Entsagung die neue Religion von Land zu Land tragen:

Statt nach Gerechtigkeit zu Gott zu schreien,
Lasst selbst vom Frevel uns die Welt befreien!

Die wohl lautenden Stenzen dieser zwischen philosophischer Betrachtung und reicher Tatenfülle sich bewegenden Dichtung haben sich in den üppigen Wundern der indischen Natur gebadet. Die Gattin, die Widmann damals heimführte, hatte lange Zeit in jenem Zauberland gelebt; sie bürgt gewissermassen dafür, dass das glühend-orientalische Kolorit des „Buddha“ echte Farben aufweist.

Auch die „Maikäfer-Komödie“ erzählt von dem vergeblichen Ringen der Kreatur, von der unerbittlichen Ananke, die alle Hoffnungen vernichtet, auch sie ist ein Sang des Pessimismus. Aber der Dichter des „Buddha“ hat die Bahn der asketischen Resignation verlassen, und er ist weder zum reflektierenden Pantheisten noch zum müden Weltverächter geworden; in ihm ist vielmehr eine trotzige, sonnige Lebensbejahung erwacht. Auf hoher Warte nimmt er teil an allem Irdischen; das Leiden der sterblichen Wesen ist s e i n Leiden, und ihre Freude kostet er in vollen Zügen. Ein überlegener Philosoph, der lachend die Wahrheit kündet, schenkte er uns mit diesen in „Handlungen“ und „epische Intermezzi“ geteilten Schilderungen des fröhlichen, in seiner Daseinssehnsucht bitterlich getäuschten Maikäfervölkchens ein von tief durchdachter Symbolik gesättigtes Bekenntnis, dessen realistische Tragik durch den Frühlingsjubiläum der Natur, die süsse Romantik der Sprache und die versöhnende Würze des Humors gemildert und geadelt erscheint.

Die nämliche Weltanschauung, aber verklärt durch den Hinweis auf die allerbarmende Liebe, die jeglicher Versuchung standhält, tritt uns aus dem letzten Hauptwerk Widmanns, „Der Heilige und die Tiere“, entgegen. Die kühnen Durklänge der „Maikäfer-Komödie“ sind zu weichen, wehmütigen Mollakkorden gedämpft; die Sonne neigt sich dem Horizont, um vor dem Scheiden nochmals all ihre erquickende Wärme und siegreiche Schönheit auszustrahlen. Früheren Werken Widmanns diene die morgenländische Natur vor allem zur glänzenden Staffage: dem „himmlisch-irdischen Idyll Mose und Zipora“, das er in keckem Jugendübermut „den wenigen Vernünftigen, jetzt lebenden und künftigen“ als Labe bot, und dem Schauspiel „Die Königin des Ostens“, in dem die edle Friedensfürstin von Palmyra dem waffenstolzen, gewalttätigen Römertum gegenübertritt. Zwischen der Wüstenlandschaft aber, die im „Heiligen“, überstrahlt „von der Himmelswölbung flammendem Blau“, ihr ewiges Lied singt und der sie durchwandernden, nach Erleuchtung ringenden, reinen Prophetengestalt Jesu Christi besteht etwas wie ein seelischer Kontakt; sie schirmt und hütet seine Pfade, und es ist, als teile sie sein herbes Weh, als stimme auch sie in das erlösende Lied der Engelschar auf dem Berge der Versuchung ein:

Sonnenseligstes Juwel
Ist des Auges klarer Spiegel.
Ihm durch göttlichen Befehl
Öffnet ohne Hehl und Fehl
Sich des Lebens Schrift und Siegel.

Augen, die die Schönheit schaun,
 Füllt mit jedem Atemwinken
 Ihrer Wimpern froh Vertraun.
 Selbst auch wirkend mitzubaun,
 Mut aus all dem Licht wir trinken.

Ja, „Der Heilige und die Tiere“ — wir sind versucht, von Widmanns „Faust“ zu reden — verkündet uns zugleich die Befreiung aus dem Pessimismus. Wohl spiegeln die Worte, die er einst Paris zu Oenone sprechen liess:

„Wir werden nur gelebt von einer Macht,
 Die stark und wirksam ist in uns . .“

nach wie vor seine innerste Lebensauffassung; wohl ist die Natur grausam und kennt kein Erbarmen, aber ihr allgütiges, immerwährendes Sicherneuen erklärt uns den Sinn und das Geheimnis der steten Vernichtung. Die goldene Schönheit adelt auch den Tod, dass er, um mich eines biblischen Ausdrucks zu bedienen, verschlungen ist in den Sieg. So waltet überall die ewige Liebe: sie lehrt den Staubgebornen „sich selber treu sein und unschuldig bluten“, in ihrem Zeichen naht er sich den Brüdern in tatkräftigem, helfendem Mitleid. Dem alternden Widmann ward jene Vollreife der geklärten Weisheit zuteil, die in verzeihender Milde über den Stürmen wandelt und dennoch fort und fort aus dem unerschöpften Born des brausenden Lebens neue Jugend schöpft und die Kraft der allumfassenden, unbezwingbaren Güte. Darum ist wohl der rührende Seufzer, mit dem im „Heiligen“ die Blaudrossel ihr gequältes Dasein endet, mit dem warmen Herzblut des Dichters genährt:

Du schöne Welt, hab' Dank, hab' Dank!

So wollen wir uns denn am Grabe Josef Viktor Widmanns nicht trostloser Klage hingeben, wir wollen ihm vor allem danken für die edlen Gaben, die er uns gespendet, und aus der mitleidvollen Liebe, die er jeglicher leidenden Kreatur entgegenbrachte, uns bereichern und kräftigen. Wenn wir aber zum Schluss noch einmal nach dem Grundton fragen, auf den sein gesamtes, reiches Lebenswerk gestimmt ist, nach einem Mahnruf, der durch all sein Schaffen klingt, so kommen uns, wie von selbst, die beseligenden Verse eines andern Meisters der schweizerischen Literatur zu Sinn:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
 Von dem goldnen Überfluss der Welt!

Winterthur.

Dr. Rudolf Hunziker.